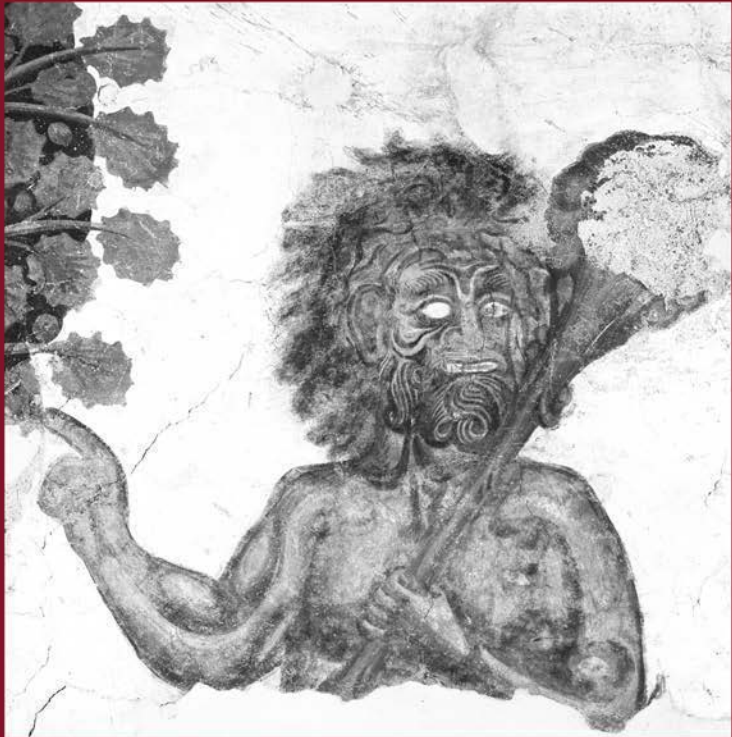


Verhandlungen höfischer Identität

Intersektionale Deutungs- und Zuordnungsprozesse in
Artusromanen um 1200: Iwein – Lanzelet – Gwigois





unipress

Encomia Deutsch

Band 7

Herausgegeben von

Andreas Bihrer und Timo Felber

im Auftrag des Vorstands der Deutschen Sektion der ICLS

Jöran Balks

Verhandlungen höfischer Identität

Intersektionale Deutungs- und
Zuordnungsprozesse in Artusromanen um 1200:
Iwein – Lanzelet – Gwigalois

V&R unipress

COL · PHIL
LE · OSOPH
GIUM · ICUM

Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<https://dnb.de> abrufbar.

Gefördert durch das Collegium Philosophicum der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel.

© 2021 V&R unipress, Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen, ein Imprint der Brill-Gruppe
(Koninklijke Brill NV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA; Brill Asia Pte Ltd,
Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland; Brill Österreich GmbH, Wien,
Österreich)

Koninklijke Brill NV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Hotei, Brill Schöningh,
Brill Fink, Brill mentis, Vandenhoeck & Ruprecht, Böhlau, Verlag Antike und V&R unipress.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen
schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: Iwein-Fresko, Schloss Rodeneck, Detail; Foto: Kunsthistorisches Institut in
Florenz – Max-Planck-Institut; Fotograf: Roberto Sigismondi.

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISSN 2198-5499

ISBN 978-3-8470-1348-8

Inhalt

Danksagung	7
I. Fragestellung: ›Höfische‹ Identität?	9
I.1 Begriffsbestimmung: Höfische ›Identität‹?	13
I.2 Intersektionalität und Identität	20
I.3 Intersektionalität und Erzähltextanalyse	24
I.3.1 Bisherige Ansätze: Analyseebenen	28
I.3.2 Vorhaben: Differenzierung, Zuordnung und Perspektivität	34
I.4 Operationalisierung: Benennung und Anzahl der Kategorien	40
I.4.1 Stand	42
I.4.2 Zivilisation	44
I.4.3 Gewaltfähigkeit	47
I.4.4 Geschlecht	51
I.4.5 Minnefähigkeit	53
I.4.6 Religion oder religiös begründete Unterscheidungen	55
I.4.7 Essentialisierungen des Körpers: ›Rasse‹, Dis/-ability, Animalität	56
I.5 Textauswahl	59
II. Iwein	63
II.1 Der Waldmensch: Die andere Ordnung des Wilden	64
II.2 Iweins Wahnsinn: Wildheit als Verlust von Zivilisation	78
II.3 Der Riese Harpin: Wildheit als adelsfeindliches Prinzip	97
II.4 Burg zum schlimmen Abenteuer: Entdifferenzierung und Redifferenzierung	104
II.5 Der Löwe: Auslagerung wilder Gewalt	115
II.6 Zusammenfassung	122
III. Lanzelet	131
III.1 Ausbildung: Zivilisation als Deeskalation	132

III.2 Moreiz: Zivilisation und Eskalation	149
III.3 Limors: Zornesgewalt und Begehren	160
III.4 Walwein: Höfische Gewalt und Begehren	177
III.5 Schadil li Mort: Umkehrprobe	184
III.6 Pluris: Das Spiel mit der Gewalt	194
III.7 Der Drachenkuss: Aventüre durch Minne	206
III.8 Zusammenfassung	213
IV. Wigalois	221
IV.1 Eintritt nach Korntin: Religiöse Überformung als Umwertung des Höfischen	222
IV.2 Fischerepisode und Rettung: Reichtum und Moral	230
IV.3 Ruel und Karrioz: Differenzierungsformen des Wilden	246
IV.4 Roaz und Japhite: <i>Triuwe</i> und Verdammung	262
IV.5 Zusammenfassung	278
V. Fazit	287
VI. Literaturverzeichnis	299

Danksagung

Die vorliegende Dissertation entstand im Rahmen des Projektkollegs »Intersektionalität interdisziplinär« am Collegium Philosophicum der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Wie ein literarischer Text, so ist auch eine Forschungsarbeit wesentlich geprägt durch ihren Entstehungskontext. Ohne den intensiven fachlichen wie menschlichen Austausch mit meinen Mitstipendiat*innen, den Mitarbeiter*innen und Betreuer*innen am Projektkolleg wäre diese Arbeit in dieser Form nicht entstanden. An dieser Stelle muss ich daher auch mein großes Bedauern zum Ausdruck bringen, dass es leider nicht allen meinen Kolleg*innen möglich war, ihre spannenden und höchst relevanten Forschungen zum Abschluss zu bringen.

Großer Dank gilt somit meinen Betreuer*innen Prof. Dr. Timo Felber und Prof. Dr. Julia Weitbrecht, die durch ihren Rat und ihr großes Vertrauen wesentlich zum Gelingen meines Projekts beigetragen haben.

Prof. Dr. Andreas Bihrer und nochmals Prof. Dr. Timo Felber danke ich für großzügige Druckkostenzuschüsse aus den Mitteln der deutschsprachigen Sektion der ICLS sowie der Forschungsförderung des Collegium Philosophicum und für die Aufnahme des Buches in die Reihe »Encomia Deutsch«.

Kristina Becker und Dr. Britta Wittchow danke ich herzlich für eifriges Korrekturlesen, kritische und immer hilfreiche Anmerkungen sowie moralische Unterstützung.

Meine Frau Selma Tabak-Balks war in den etlichen Aufs und Abs des Doktorandenseins meine wichtigste Stütze. Ihr gebührt mein ganz besonderer Dank.

Berlin, April 2021

Jöran Balks

I. Fragestellung: ›Höfische‹ Identität?

Was ist ›höfisch‹? Dieses Wort, welches in einer alltäglichen Unterhaltung wohl eher altertümlich oder gar altertümelnd klingen würde, nimmt in der mediävistischen Germanistik eine zentrale Rolle ein und hat als Leitbegriff solch eine Karriere gemacht, dass sein eigentlicher Aussagewert bereits früh in Zweifel gezogen worden ist.¹ Buchtitel wie »Höfische Kultur«², »Höfische Kompromisse«³, »Höfische Interaktion«⁴ oder »Höfische Repräsentation«⁵ und schließlich natürlich literaturhistorische Begriffsfindungen wie ›höfische Literatur‹⁶, oder ›höfische Epik‹⁷ zeigen auf, dass dem Wort innerhalb der Mittelaltergermanistik Bedeutung anhaftet, die weit über die ursprüngliche räumliche Bedeutung im Sinne von ›zum (Herrscher-)Hof gehörend‹ hinausgeht⁸: Es ist ein Sammelbegriff, der im historisch-soziologischen Sinne die Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Schicht und zu ihrer spezifischen Kultur meint, die auch und vor allem literarisch produziert und reflektiert wird.⁹

Die Erkenntnisse der historischen Semantik unterstützen diesen ersten Befund und spiegeln die Breite der Verwendung in den zitierten Buchtiteln wieder: Auch das mittelhochdeutsche *hövesch* ist sowohl »Allerweltsbeiwort«¹⁰ wie »Programmwort«¹¹. Es kann als Attribut Personen, ihren Handlungen und Eigenschaften attestieren, dass sie einer bestimmten, grundsätzlich positiv konno-

1 Einen frühen Überblick über die ältere Diskussion bietet Ganz 1977, S. 30f.

2 Bumke 2008.

3 Müller 2007.

4 Haferland 1989.

5 Wenzel 2005a.

6 Vgl. etwa Kaiser/Müller 1986; Boor u. a. 1991.

7 Zur Kritik an der Begriffsfindung vgl. a. Bumke 2008, S. 82.

8 Vgl. a. Ganz 1977, S. 16f.; Bumke 2008, S. 78–82.

9 Vgl. zum Stellenwert der Literatur in der historischen Hofkultur ebd., S. 120–137; vgl. a. Haug 1997b; Wenzel 1990, S. 204–208.

10 Ganz 1990, S. 45.

11 Erlei 2011, S. 15.

tierten Norm entsprechen.¹² Als Abstraktum *hövescheit* verweist der Begriff selbst auf diese Norm.¹³ Ihm eignet eine pädagogische, eine ästhetische und eine ethische Dimension.¹⁴ Der Begriff dient der emphatischen Selbstbezeichnung einer elitären Kultur und trägt ihrem Abgrenzungsbedürfnis gegenüber der Nicht-Elite Rechnung.¹⁵

Dieser Kultur und ihrem Abgrenzungsbestreben gilt das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit, die sich folglich auch nicht im Bereich der historischen Semantik verortet, sondern die seit langem etablierte kulturwissenschaftliche Diskussion innerhalb der mediävistischen Germanistik erweitert,¹⁶ welche eingangs schon mit einigen prominenten Untersuchungen anzitiert wurde. Als literaturwissenschaftliche Arbeit widmet sich die Untersuchung ausschließlich narrativer Literatur, freilich unter der Prämisse, dass Literatur zu der Kultur, die sie hervorbringt, in einem spezifischen, repräsentativen, aber nicht ausschließlich abbildenden Verhältnis steht.¹⁷ Ausgelotet werden soll das kollektive Imaginäre, also das, was innerhalb der besagten Kultur denk- und vorstellbar ist.¹⁸ Eine entscheidende Rolle spielt dabei Fiktionalität, da sie den benötigten Freiraum¹⁹, ein Experimentierfeld²⁰ für die Verhandlung des Eigenen schafft.²¹

Eine literarische Gattung der mittelhochdeutschen Epik, der in der Forschung gewöhnlich Fiktionalitätsbewusstsein zugesprochen wird, ist Artusliteratur.²² Zugleich ist eine Vorannahme dieser Arbeit, dass diese Gattung außerdem einen besonderen Fokus auf Repräsentation und Reflexion feudaler, ›höfischer‹ Identitätskonstruktion legt.²³ Beides – Fiktionalitätsbewusstsein und Identitätskonstruktion – geht Hand in Hand. Der Zusammenhang ist in der Aventüre-Logik des Artus-Erzählens angelegt: Zu den Konstanten der Texte, die sich um König Artus und seine Ritter drehen, gehören die Dichotomie zwischen Artushof

12 Vgl. ebd., S. 356.

13 Vgl. ebd.

14 Vgl. ebd., S. 19–21.

15 Vgl. Ganz 1990, S. 42–48.

16 Vgl. Müller 2000; Müller 2007, S. 1–5; Peters 2001b; mehrere kritische Bestandsaufnahmen bietet Ursula Peters, vgl. Peters 2001a; Peters 2004b; Peters 2004d.

17 Vgl. Kap. I.3.

18 Vgl. Schulz 2008, S. 33 f., vgl. a. Müller 2007, S. 9–16. »[Es] ist anzunehmen, daß die riskanten Inszenierungen der mittelalterlichen Epik sich sehr weit von dem, was gewöhnlich gedacht und imaginiert wurde, entfernten.« (ebd., S. 479).

19 Zur Verwendung der Raummetapher in der Fiktionalitätsforschung vgl. Warning 2009.

20 Vgl. Schulz 2008, S. 8, der von »narrativen Versuchsanordnungen« spricht.

21 Einen Hinweis darauf bietet auch Erlei, der konstatiert, dass die Belegdichte für den Begriff ›höfisch‹ »mit steigendem Fiktionalitätsgrad der Gattungen« zunehme (Erlei 2011, S. 355).

22 Vgl. hierzu die Arbeiten von Walter Haug: Haug 1992; Haug 2003a. Außerdem: Mertens 1993; Przybilski/Ruge 2013; Butz/Przybilski 2013. Kritische Bestandsaufnahmen bieten Peters/Warning 2009 und Reuvekamp-Felber 2013.

23 Vgl. a. Haug 1997b.

und Wildnis und außerdem Aventüre als Vermittlungsbewegung zwischen beiden Polen. Diese räumliche Trennung spiegelt die ideologische Abgrenzung der fiktiven Artusgesellschaft wieder: Hier das Eigene, das »Höfische«, dort das Andere, das »Wilde«²⁴. Dem Raum der festen Regeln und der Erwartbarkeit gegenüber steht ein ungeordneter Raum der Kontingenz.²⁵ Und doch verweisen beide Sphären aufeinander, das Höfische kann ohne das Wilde nicht sein, sondern muss sich ständig mit dem Ausgegrenzten auseinandersetzen, die Trennung und damit die Konstitution des Eigenen in der Auseinandersetzung wiederholt vollziehen. Mit Niklas Luhmann lässt sich dieses jeder Unterscheidung inhärente Paradoxon als Re-Entry bezeichnen, als Wiedereintritt der Unterscheidung in das Unterschiedene.²⁶ Modus dieser Auseinandersetzung ist Aventüre. Aventüre, das ist die Auseinandersetzung mit und die Bewältigung von Kontingenz, »ist Sinnggebung (für das Mittelalter besser: Sinn-Offenlegung) für die Welt.«²⁷ Aventüre ist zugleich Handeln und Erzählen²⁸: Der Ritter muss sich persönlich in die Wildnis begeben, sich mit ihr auseinandersetzen. Doch genauso entscheidend ist es, dass er später an den Artushof zurückkehrt und von seinen Taten berichtet (oder berichten lässt) und somit die im einsamen Handeln vollzogene Unterscheidung durch den Akt des Erzählens in den Raum des Eigenen hereinträgt und dort gemeinsam mit dem Publikum erneut vollzieht: »In der Erzählung findet sich so die Ordnung des Erlebens: die Geschichte. Als solche wird das Geschehen dann auch bewältigbar.«²⁹ Aus Unordnung wird Ordnung, gerade weil die Unordnung als solche identifiziert und ausgeschlossen wird. Der Artushof unterwirft so die ihm eigentlich unbeherrschbare Wildnis seiner ideologischen Deutungsmacht³⁰, wandelt Kontingenz in (sozialen) Sinn. Der Beginn des ›Iwein‹ greift diesen Zusammenhang auf: Der Ritter Kalogrenant verschweigt über zehn Jahre den Verlauf seiner Aventüresuche aufgrund ihres für ihn peinlichen Ausgangs. Als er schließlich davon berichtet, erfährt auch sein Verwandter Iwein von der schmachvollen Niederlage und beschließt, es richtig zu machen, um der Aventüre ihren Sinn zu verleihen.³¹ Die Rezeption der Erzählung ist es, die Iwein dazu bewegt, seine eigene Geschichte, die Handlung des Romans, anzutreten.³² Der ›Iwein‹-Roman reflektiert so seinen eigenen narrativen Charakter³³, Erleben und Erzählen von Aventüre erweist sich im Sinne Luhmanns als

24 Vgl. Quast 2001.

25 Vgl. Schnyder 2011b. Zu Aventüre und Kontingenz vgl. a. Störmer-Caysa 2007, S. 164–170.

26 Vgl. Luhmann 1997, S. 45; vgl. a. Schulz 2009.

27 Schnyder 2011c, S. 370.

28 Vgl. Strohschneider 2011; vgl. a. Mertens 2011.

29 Schnyder 2002, S. 260.

30 Vgl. Wandhoff 2011, S. 150–152.

31 Vgl. ebd.

32 Vgl. a. Gebert 2012, S. 163.

33 Vgl. Kern 1973; Wenzel 2001; Weitere Beispiele sammelt Kartschoke 2002.

autopoietischer Vorgang.³⁴ Wie sehr der Artushof von dieser Rekonstitution in der Auseinandersetzung mit der Außenwelt abhängig ist, zeigt sich etwa im Brauch des Speiseverzichts der Artusgesellschaft, bis ein Bericht von Aventüre, also Aventüre selbst, am Hof eintrifft, wie unter anderem der ›Wigalois‹ es wiedergibt.³⁵ Gerade diese beiden Beispiele zeigen jedoch auf: Das Prinzip des Re-Entry, der wiederholten Rückübertragung und erneuten Vollziehung der Unterscheidung im Eigenen, trägt die Möglichkeit der Destabilisierung in sich. Wo die Sinngebung misslingt, wie bei Kalogrenants Versagen, ist der Hof als Ganzes herausgefordert. Wo die Herausforderung allerdings ausbleibt, wie im ›Wigalois‹, da muss die Hofgesellschaft darben.³⁶ Ein weiteres Beispiel ist die stets höchst fragwürdige Rolle des Truchsessen Keie, der zum Einen für die Aufrechterhaltung der Ordnung am Hofe zuständig ist, diese aber zugleich durch sein eigenes Verhalten immer weder empfindlich stört.³⁷ Somit bringt die Gattung Artusroman immer schon die Problematisierung ihres kulturellen Codes mit sich: Die innere und äußere Gefährdung der Artuswelt, die »Ambivalenz des Höfischen«³⁸, gehört zu den »konstitutiven Merkmalen arthurischen Erzählens«³⁹. Mehr noch, Armin Schulz legt dar, wie die Leitdifferenz zwischen Höfisch und Unhöfisch sich nicht nur im Bereich des Eigenen als Re-Entry, sondern auch im Fremden wiederholt und somit streng genommen in ihrer Funktion als Leitdifferenz problematisch wird⁴⁰:

Beinahe an jeder Stelle der Erzählung, egal ob der Held sich gerade im höfischen Innen oder im unhöfischen Außen befindet, geht es um die Geltung der Grenzziehung zwischen dem Höfischen und dem Unhöfischen.⁴¹

An diese Problematik knüpft die vorliegende Untersuchung an. Sie geht davon aus, dass dort, wo Abgrenzung nicht ›sauber‹ verläuft oder gar – wie in Kalogrenants Abenteuer – scheitert, wo Ambivalenzen hervortreten, wo das Eigene und das Andere verschwimmen, die Grundlagen der Identitätskonstitution und ihrer Aushandlungsprozesse sichtbar werden. Dieses Grenzziehungsproblem verdichtet sich allzu oft in einzelnen Figuren, ihrem Aussehen, Denken oder

34 Im spezifischen Wortsinne bezeichnet der Begriff Autopoiesis die Fähigkeit eines geschlossenen Systems, für eigene Operationen ausschließlich auf eigene Strukturen zurückzugreifen, also autonom zu operieren, vgl. Luhmann 1997, S. 67f. Autopoiesis ist ein Anschlussbegriff an das Konzept der operativen Geschlossenheit. Ob das höfische System in diesem Sinne tatsächlich als operativ geschlossen betrachtet werden kann, wäre freilich eine andere Untersuchungsfrage.

35 Vgl. Strohschneider 2011.

36 Vgl. Schulz 2009, S. 4.

37 Vgl. ebd., S. 4f.; vgl. a. Haupt 1971.

38 Schulz 2009.

39 Ebd., S. 6; vgl. a. ebd., S. 8f.; Bauschke 2014.

40 Vgl. Schulz 2009, S. 15.

41 Ebd., S. 16.

Handeln. Dies können Bewohner der Wildnis sein, scheinbar höfische Burgleute oder aber der Held selbst in den Augen seiner Umwelt. Das Uneindeutige an diesen Figuren und die Notwendigkeit des Umgangs mit dieser Uneindeutigkeit zwingt zur Interpretation und damit zur Reflexion des Eigenen, um daraus Handlungsanleitung zu gewinnen. Dieser Prozess der Interpretation, Reflexion und Handlung soll im Folgenden als ›Zuordnung‹⁴² bezeichnet werden. Zuordnung setzt Zuordnende, also Beobachtende voraus. Das trifft für verschiedene Größen innerhalb und außerhalb des Texts zu: Figuren, Erzähler und auch das Publikum eines Textes können und müssen zuordnen. Der Begriff Zuordnung ist daher für mich das Scharnier zwischen Text und (im Text implizierter) Umwelt, das verbindende Element zwischen literaturwissenschaftlicher und kulturwissenschaftlicher Fragestellung. Der Fokus dieser Untersuchung soll allerdings auf der Zuordnung durch die Figuren und, wo diese deutlich hervortritt, durch die Erzählerinstanz liegen.⁴³ Eine mögliche Zuordnung auf Seiten des Publikums ist zum einen und insbesondere von außerliterarischen Umständen abhängig⁴⁴, zum anderen, insofern als sie durch rhetorische und narrative Mittel im Text als vom Autor gewünschte Rezeption angelegt sein kann, ein Aspekt der ideologischen Stoßrichtung eines Textes, nicht so sehr jedoch des ihm zugrundeliegenden Verständnisses höfischer Identität.

1.1 Begriffsbestimmung: Höfische ›Identität‹?

Die Vorannahme eines Modells kollektiver, sozialer Identitätsbildung verlangt eine Abgrenzung von Begriffen wie personaler Identität, Individualität oder Identifikation.⁴⁵ Die These Niklas Luhmanns, vormoderne Individualität sei im Wesentlichen als Inklusionsindividualität zu verstehen, hat in der germanistischen Mediävistik breites Echo erfahren.⁴⁶ Im Gegensatz zur Individualität der Moderne, die sich als ›Exklusionsindividualität‹ durch eine Vielzahl verschiedener Rollen in verschiedenen funktional ausdifferenzierten Systemen der Gesellschaft auszeichne, bezeichnet Luhmann vormoderne Individualität in primär segmentär und stratifikatorisch differenzierten Gesellschaften eher als ›Inklusionsindividualität‹⁴⁷, die in erster Linie durch die Inklusion qua Geburt in einen

42 Vgl. Kap. I.3.2.

43 Vgl. dazu insbesondere Hübner 2003, S. 34–77, s.a. Kap. I.3.2.

44 Vgl. Kap. I.3.1.

45 Vgl. grundsätzlich auch Assmann 2013, S. 131–160; Straub 1998.

46 Als einige im Folgenden relevante Beispiele seien genannt: Haug 1988; Haug 1998; Müller 2004; Gerok-Reiter 2006.

47 Vgl. Luhmann 1989, S. 149–258, bes. S. 153–165.

bestimmten Familien- beziehungsweise Stammesverband oder einen bestimmten Stand geprägt sei.⁴⁸

In Auseinandersetzung mit dieser These lag der Fokus der germanistischen Mediävistik in der jüngeren Vergangenheit darauf, gerade entgegen dem Diktum der Inklusionsgesellschaft Spuren von auf Exklusionsmechanismen beruhenden Formen von Subjektivität, Individualität oder personaler Identität zu untersuchen.⁴⁹

Der Historiker, der nicht die Moderne, sondern – im Gegensatz zu deren Selbstverständlichkeit – die Vormoderne in ihrer gesamten ›langen Dauer‹ erklären will, kann plausible theoretische Vorgaben dieser Art übernehmen, wird sie jedoch nicht als immer wieder neu zu bestätigende Regeln, sondern umgekehrt als Orientierungsmarken verwenden, von denen aus er gerade den Ausnahmen oder Sonderfällen auf die Spur kommen will, um so (im Glücksfall) auch zu einer Verfeinerung des ›Theoriegedigns‹ beizutragen.⁵⁰

Der gemeinsame Fokus dieser Arbeiten liegt folglich vor allem darin, möglichen Konzeptionen von Individualität *gegen* eine kollektiv bestimmte Inklusionsidentität nachzuspüren, indem sie Formen einer ›Abweichungsgrammatik‹⁵¹ entwerfen und nach der ›Dignität des Abnormen‹⁵² oder ›nach Möglichkeiten und Grenzen der Selbstbestimmung und deren Wechselwirkung mit überindividuellen Faktoren der Identitätskonstruktion‹⁵³ fragen.⁵⁴ Darin wird im Umkehrschluss aber deutlich, dass Individualität nur vor dem Hintergrund eines inklusiven kollektiven Normengefüges überhaupt denkbar ist. Sie bleibt als

48 Vor der Folie der ›inkluisiven‹ Gesellschaft entwirft Luhmann im Folgenden den sich aus der funktionalen Ausdifferenzierung der Teilsysteme und dem damit einhergehenden Verlust der Inklusionskraft stratifikatorisch und segmentär differenzierter Teilsysteme ergebenden Zwang des Individuums, sich zu individualisieren, d. h. je individuell in den neuen Funktionssystemen zu positionieren, vgl. Luhmann 1991. Für ihre Schablonenhaftigkeit, die keinen differenzierten Blick auf die mittelalterliche Gesellschaft erlaube, sondern sie in einer teleologisch auf die Moderne ausgerichteten Sichtweise allein als einen nicht weiter definierten Status des ›Noch-nicht‹ reduziere, ist die Luhmann'sche Konzeption allerdings auch aus den Reihen der historischen Wissenschaften kritisiert worden. Vgl. aus Sicht der Geschichtswissenschaft etwa Oexle 1991. Vgl. aus literaturwissenschaftlicher Perspektive Haug 1998, S. 25–28; Gerok-Reiter 2006, S. 26.

49 Als Beispiele seien genannt: Feistner 1999; Klinger 2001; Sosna 2002; Moos 2004c; Baisch u. a. 2005; Gerok-Reiter 2006; Steinke.

50 Moos 2004b, S. 3.

51 Gerok-Reiter 2006, S. 50.

52 Ebd., S. 294.

53 Steinke, S. 48.

54 Zunehmend rückt die Forschung dabei von der Opposition ›schon‹ – ›noch nicht‹ ab, den ein modernistischer Individualitätsbegriff mit sich bringt, und wendet sich damit im Sinne der Annahme einer historischen Diskontinuität und Inkohärenz auch gegen die als zu teleologisch empfundene Sichtweise Luhmanns. Vgl. Gerok-Reiter 2006, S. 28f.

»Differenzrelation«⁵⁵ immer auch tendenziell defizient⁵⁶, indem das eine nur aus dem (temporären) Verlust des anderen entstehen kann.⁵⁷

Die Inklusion bleibt Ziel der Selbstfindung (und das unterscheidet mittelalterliche Vergewisserung über Identität radikal von moderner), und überwiegend wird Selbstentfremdung in scheiternder Inklusion erfahren, aber in dem Maße, in dem sie gefährdet ist, stößt das Ich auf Aspekte seines Selbst, die in ihr nicht aufgehen.⁵⁸

Annette Sosna spricht in diesem Sinne vom »generalisierten Anderen«, das dem Individuum als Spiegel diene und so überhaupt erst einen Prozess personaler Identitätsbildung ermögliche:

Im Spannungsfeld von Individuum und dem ›Generalisierten Anderen‹, das eine gesellschaftlich allgemeingültige Struktur von Haltungen (Normen) und Konventionen anbietet, entsteht durch die Internalisierung dieser Haltungen über Identifikation eine ›organisierte Identität‹. Diese Form der Identität erfährt eine Weiterentwicklung mit dem Einsetzen eines Reflexionsprozesses, der es dem Individuum ermöglicht, sich selbst gegenüber die Haltung des ›Generalisierten Anderen‹ einzunehmen und so sein eigenes Verhalten zu überprüfen. Erfolgt dann die bewusste Übernahme der in diesem ›Selektionsprozeß‹ entstandenen eigenen Haltung im Bewußtsein von potentiellen Korrekturmöglichkeiten, so ist die letzte Stufe der Entwicklung, die ›bewußte persönliche Identität‹, erreicht.⁵⁹

Diese Normenstruktur soll im Fokus dieser Arbeit stehen. In Anlehnung an Müller nenne ich sie »höfische Identität«⁶⁰ und meine damit ebenfalls einen spezifisch literarischen Identitätsentwurf, der zudem durch eine spezifische Gruppe von Gattungen, die höfische Literatur, geprägt wird, die Müller etwa von der ›heroischen Epik«⁶¹ abgrenzt.⁶² Anders als Müller, der die höfische Identität dennoch als die personale Identität des Einzelhelden sieht, die sich in der Auseinandersetzung mit »kollektiv verbindliche[n] Entwürfe[n]«⁶³ schärft, will ich

55 Ebd., S. 36.

56 Vgl. Haug 1988, S. 295.

57 Vgl. ähnlich auch Feistner 1999, die allerdings die diesbezügliche spezifische Paradoxie der Artusromane Chrétien'scher Prägung hervorhebt, nämlich dass Differenz zur Gesellschaft für die echte Erkenntnis der einzunehmenden Rolle unumgänglich ist: »Die Romane haben [...] die Differenzenerfahrung als Schlüssel für ein Rollenbewußtsein im Blick, das den Einzelnen den Bruch zur Gesellschaft reflexiv überbrücken läßt. Unter dieser Prämisse erscheint die Differenzenerfahrung des Helden im Artusroman als positiver Wert, auch wenn der Held die Differenzenerfahrung im Gegensatz zum modernen Individuum nicht sucht, sondern nur findet, ja regelrecht erleidet [...]« (S. 263).

58 Müller 2004, S. 322.

59 Sosna 2002, S. 24.

60 Müller 2004, S. 302.

61 Ebd., S. 300. Zur Gattungsbezeichnung vgl. a. Ganz 1977; Bumke 2008, S. 82.

62 Ähnlich Gaunt 2005: Gaunt begründet seinen Ansatz auf der Annahme, einzelne Gattungen hätten unterschiedliche ideologische Foki in Bezug auf die Kategorie Geschlecht.

63 Müller 2004, S. 303.

unter diesem Begriff diese kollektiv verbindlichen Entwürfe selbst ins Blickfeld nehmen.

Kollektive Identität zeichnet sich nach Monika Schausten gegenüber persönlicher Identität beziehungsweise Individualität insbesondere durch Einheit, Kontinuität und Kohärenz aus.⁶⁴

Diese Kategorien sind in der von mir [Schausten, J.B.] analysierten Literatur insofern realisiert, als die Applikation zentraler genealogischer Parameter, wie ›adlige Herkunft‹ und ›Familiengeschichte‹, die jeweiligen Protagonisten als kohärente literarische Figuren erzeugt, und d. h. diese über ihre gesellschaftliche Funktion textuell definiert.⁶⁵

Sie konstituiert sich durch die Unterscheidung zwischen Eigenem und Anderem. Schausten weist auf die Hierarchisierung und Asymmetrie dieser Unterscheidung hin: Das Eigene begründet sich auf dem Ausschluss des Anderen. Dabei ist das Eigene positiv, also anhand spezifischer Merkmale definiert, das Andere aber negativ und unspezifisch als alles, was nicht zum Eigenen gezählt wird. Die identitätsstiftende Grundunterscheidung lasse sich nicht als konträrer Gegensatz zwischen A und B, sondern nur als kontradiktorischer Gegensatz zwischen A und Nicht-A begreifen. Durch diese Relationalität bedingen sich beide Pole gegenseitig:

Denn der als Nicht-A bestimmte Teil der Differenz erfährt selbst keine positive Bezeichnung, sondern versteht sich nur als Ausschluss all jener Momente, die eben nicht zu A gehören. Damit aber eignet den beiden Teilen des kontradiktorischen Gegensatzes eine spezifische Relationalität, wie sie für den konträren Differenzierungsprozess gerade nicht auszumachen ist. Das A nämlich verdankt seine Existenz dem ausgeschlossenen Teil, der eben alles umfasst, was ihm nicht eigen ist.⁶⁶

Die Kohärenz und grundsätzliche Asymmetrie der Unterscheidung zwischen Eigenem und Anderem betont auch Peter Strohschneider.⁶⁷ Strohschneider unterscheidet zudem zwischen Strukturasymmetrie und Wertasymmetrie⁶⁸ und beschreibt damit den Unterschied zwischen der logischen Unterscheidung zwischen A und Nicht-A auf der einen Seite (Strukturasymmetrie) und der damit einhergehenden axiologischen Bewertung (Wertasymmetrie), die alles Gute auf der eigenen Seite, alles Schlechte auf der Seite des Fremden verortet. Am Beispiel der Unterscheidung zwischen ›Christen‹ und ›Heiden‹ im Rolandslied zeigt

64 Vgl. Schausten 2006, S. 10.

65 Ebd.

66 Ebd., S. 6f.

67 Vgl. Strohschneider 2012; unter Rückgriff auf Begriffsprägungen von Reinhart Koselleck, vgl. Koselleck, Reinhart: Zur historisch-politischen Semantik asymmetrischer Gegenbegriffe. In: Positionen der Negativität. Hrsg. von Harald Weinrich. München: Fink 1975 (= Poetik und Hermeneutik 6), S. 65–104.

68 Vgl. Strohschneider 2012, S. 390f.

Strohschneider auf, wie die absolute Negierung des Anderen eine hohe Deutungssicherheit im Umgang mit dem Fremden mit sich bringt, welches dadurch zu einem ›bekannten‹ Fremden wird, dem gegenüber es klare Handlungsdirektiven gibt. Negierbarkeit erzeugt so »Erwartungssicherheit, Orientiertheit, Stehtigkeit und Handlungsfähigkeit.«⁶⁹ Im Unterschied zu Schauten vermutet Strohschneider also das negierte Andere nicht als unspezifisches und damit multiples Nicht-A, sondern – trotz der Strukturasymmetrie der Unterscheidung – als spezifische negierbare Stereotypen, wobei auch Strohschneider das Eigene dieser Unterscheidung aufgrund ihrer Deutungssicherheit als kohärent ansieht.

In beiden Sichtweisen wird deutlich, dass die Unterscheidung zwischen Eigenem und Anderem eine Sammelunterscheidung ist, die Komplexität reduziert, indem sie bestimmte Elemente aus einer Anzahl (oder Unzahl?) von Elementen auswählt und als das ›Eigene‹ definiert und entweder alles andere (kontradiktorischer Gegensatz) oder ebenfalls bestimmte Elemente (konträrer Gegensatz) als das ›Andere‹ exkludiert. In dieser Hinsicht gleichen die Modelle kollektiver Identität den Ansätzen zur Erfassung von Individualität, denn auch diesen ist gemein, dass sie die Konstitution von Individualität als Mehrfachdifferenzierung annehmen. Bereits Luhmann spricht in diesem Zusammenhang von »Leitdifferenzen«⁷⁰ und meint strukturell wirksame, das heißt kollektiv verbindliche, aber auch historisch bedingte und wandelbare Codes, die dem Individuum die Verhandlung seiner Inklusion und Exklusion ermöglichen. Auch die Unterscheidung zwischen Individuum und Gesellschaft ist somit immer asymmetrisch. Auch wenn verschiedene solcher Leitdifferenzen zeitgleich wirksam sein können, so wirken sie dennoch nicht zwingend immer zusammen: »Nirgendwo aber tritt »die« Gesellschaft »dem« Individuum als Einheit gegenüber.«⁷¹ Gerok-Reiter greift diesen Gedanken auf, wenn sie das grundsätzliche heterogene Nebeneinander von Codes, eine »Polyphonie der Leitdifferenzen«, konstatiert:⁷² »Es ist ein polyphoner Satz an Möglichkeiten, über den sich das Thema der Abweichung von der Norm, der Umwertung der Abweichung und der Akzeptanz der Umwertung orchestriert.«⁷³ Als Ergebnis ihrer Gattungsgrenzen übergreifenden Untersuchung zählt sie auf: Die Semiotik des Hässlichen und Schönen (Parzival), das wechselnde Verhältnis heldenepischer und höfischer Motivationskoordinaten (Nibelungenlied), der Konflikt zwischen Sippenintegration und -desintegration

69 Ebd., S. 401.

70 Luhmann 1989, S. 225f.

71 Ebd., S. 245.

72 Gerok-Reiter 2006, S. 294.

73 Ebd.

(Willehalm), die Differenz zwischen *similitas* und *aequalitas* (Tristan), die Korrespondenz von Dunkelheit und Erkennen (Partonopier).⁷⁴

Auch Peter von Moos nennt verschiedene Differenzierungsmöglichkeiten, anhand derer sich das Individuum mit der gesellschaftlichen Norm auseinandersetzen kann, und betont so den Zusammenhang von sozialer und individueller Differenzierung:

In Wirklichkeit gibt es in keiner Epoche eine solche Trennung von ausschließlich kollektiven und ausschließlich individuellen Kriterien, sondern stets nur deren unauflösliches Zusammenspiel: Indizien der Identifikation sind niemals allein persönliche Besonderheiten, sondern immer auch »partizipative« Eigenschaften, die wir mit andern teilen, Geschlecht, Alter, Abstammung, Rang; und solche kollektiven Kategorien allein genügen niemals, um Identität mittelbar zu machen, wenn nicht noch die persönliche Aneignungsart [...] hinzukommt.⁷⁵

Es zeigt sich: Sowohl personale individuelle Identität wie auch kollektive soziale Identität definieren sich über Abgrenzung, welche mitunter anhand derselben Differenzkategorien erfolgt. Diese Polyphonie der Differenzierungsformen des Individuellen vom Kollektiven lässt Gerok-Reiter zu dem Schluss kommen, dass ein kohärentes literarisches Programm mittelalterlicher Individualität nicht existiert.⁷⁶ Wenn personale Identität beziehungsweise Individualität weder programmatisch noch anhand bestimmter Differenzkategorien als kohärente Größe fassbar ist, dann wirft dies die Frage auf, welche Kohärenz oder welchen Generalisierungsgrad (mit Sosna⁷⁷) denn ein kollektiver höfischer Identitätsentwurf als Spiegel und Bezugsgröße des inkohärenten und multivalenten Individuellen aufweisen kann.⁷⁸

Gemeinsam ist den beschriebenen Ansätzen, dass sie eine Reihe von polyphonen Differenzkategorien aufzählen, deren Unterschiede sich zum einen auf unterschiedliche Abstraktionsebenen und Untersuchungsschwerpunkte, etwa »Sippen(des-)integration« (Schausten) gegen »Wappen« (Müller), zum anderen aber auf die (so steht zu vermuten) tendenzielle Unabgeschlossenheit und Kontextabhängigkeit dieser Auflistungen zurückführen lassen. Jan-Dirk Müllers Aufzählung zeigt beide Aspekte deutlich auf:

Der einzelne weiß sich als Mitglied einer Gruppe (Gefolgschaft, Stand, Ordo), und diese Zugehörigkeit wird ihm durch eine Reihe äußerer Zeichen bestätigt, körperliche Gestalt,

74 Vgl. ebd., S. 293f.

75 Moos 2004a, S. 128.

76 Vgl. Gerok-Reiter 2006, S. 294.

77 Vgl. Sosna 2002, S. 24.

78 Vgl. a. Luhmann 1989, S. 245f. Dass der Artushof als ideelles Zentrum dieser kollektiven Identitätsbildung immer auch selbst höchst gefährdet und inkohärent ist, hat die Forschung bereits als typisches Merkmal der Artusliteratur erkannt, vgl. Schulz 2009.

Kleidung, Bildzeichen wie Wappen, Herrschaftsinsignien, soziale Markierungen, die Meinung der anderen usw.⁷⁹

Müller unterscheidet zwischen Gruppenzugehörigkeit und Insignien solcher Zugehörigkeit: Gruppen können sich – wiederum in Anlehnung an Luhmann – segmentär (Familienverband oder Herrscher-*familia*), stratifikatorisch (Adel als Machtelite) oder in Hinblick auf die religiös sanktionierte Aufgabenteilung der Stände gewissermaßen funktional⁸⁰ (Rittertum, *militia christi*) definieren. Zugleich zählt Müller verschiedenste Merkmale oder Eigenschaften auf, deren Zeichenstatus er zwar betont, die aber nur zum Teil auf Sichtbarkeit (oder unmittelbare Wahrnehmbarkeit) abzielen. Die Aufzählung endet mit einem »usw.«, was ihre Unabgeschlossenheit ausdrückt, aber den Eindruck einer Verlegenheitslösung dennoch nicht gänzlich abschütteln kann. Verweist Müller hier auf allseits Bekanntes, also wiederum ›kollektives‹ Wissen, welches er mit der *et cetera*-Formel gegenüber seinem wissenden Publikum nicht explizit zu nennen, sondern nur anzudeuten braucht? Oder drückt er die grundsätzlich unabgeschlossene Zahl der möglichen Signifikanten sozialen Status' aus, so dass eine Fortführung der Liste müßig wäre? Die unverbindliche Formel signalisiert des Weiteren, dass nicht jedes der genannten Zeichen immer beobachtbar ist oder als bedeutungsvoll wahrgenommen wird. In jedem Fall steht Müllers »usw.« für das Dilemma des grundsätzlich Denkbaren, aber nicht (immer) explizit Nennbaren.

Dieses ›Undsowweiter‹ ist der Gegenstand dieser Arbeit. Um die angesprochene Vielschichtigkeit sozial bestimmter kollektiver höfischer Identität methodisch zu erfassen, will ich identitätskonstituierende Differenzierungsprozesse unter dem Blickwinkel ihrer ›Intersektionalität‹ analysieren. Der Intersektionalitätsansatz, welcher in der germanistischen Mediävistik in den letzten Jahren zunehmend Beachtung⁸¹ gefunden hat, beruht auf der Annahme, dass sich Unterscheidungskategorien, also Identität konstituierende soziale Konstruktionen, nicht monolithisch, sondern relational oder interdependent zueinander verhalten. Er erscheint mir daher besonders geeignet, höfische Identitätsbildung zu beschreiben.

79 Müller 2004, S. 298.

80 Vgl. Oexle 1978.

81 Zu nennen sind v. a. die Sammelbände Bedekovic u. a. 2014 und Schul/Böth 2017 sowie (mit einigen altgermanistischen Beiträgen) Klein/Schnicke 2014 und außerdem die Dissertation von Susanne Schul: Schul 2014.

I.2 Intersektionalität und Identität

Der Begriff ›Intersektionalität‹ hat bereits eine annähernd 30-jährige Karriere hinter sich. Er geht auf die US-amerikanische Rechtswissenschaftlerin Kimberlé Crenshaw zurück, die in ihre Studie ›Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine‹⁸² von 1989 anhand prominenter Rechtsfälle, welche sich mit Ungleichbehandlung und Diskriminierung beschäftigen, konkrete Schwächen der US-amerikanischen Anti-Diskriminierungs-Rechtsprechung aufzeigt. In ihren Beispielen, bei denen es sich um Fälle des Arbeitsrechts handelt, beleuchtet Crenshaw, wie die amerikanische Rechtsprechung Diskriminierung an schwarzen Frauen nur entweder als Diskriminierung aufgrund der ›Rasse‹⁸³ oder als Diskriminierung aufgrund des Geschlechts zu fassen vermochte, grundsätzlich aber nicht als Diskriminierung aufgrund des Zusammenwirkens beider Kategorien.⁸⁴ Andererseits wurde in einem Fall den Klägerinnen das Recht abgesprochen, als schwarze Frauen stellvertretend für alle schwarzen Beschäftigten zu klagen. Die Fronten verlaufen also zwar in jedem Fall anders, Crenshaw legt aber Wert auf die Festlegung, dass schwarze Frauen gerade aufgrund ihrer Position am Kreuzungspunkt von ›Rasse‹ und Geschlecht sowohl unterrepräsentiert, das heißt in der Spezifität ihrer Lebenswirklichkeit nicht berücksichtigt, *und* überrepräsentiert, also auf ihre Spezifität reduziert werden können. Crenshaw sieht in Intersektionalität nicht ein konkretes Ungleichheitsphänomen (schwarz+weiblich), das sich immer gleich manifestiere, sondern das kontextabhängige Ineinanderwirken von Kategorien. Als Juristin interessiert sie sich in erster Linie für einzelne Fälle, nicht für Strukturen. Das Bild der Straßenkreuzung (*intersection*) soll dies versinnbildlichen: In der Mitte der Kreuzung kann ein Unfallopfer sowohl aus der einen Richtung angefahren worden sein als auch aus der anderen – oder aber aus beiden Richtungen zugleich.⁸⁵ Die konkrete Unter- und Überrepräsentation schwarzer Frauen führt Crenshaw allerdings auf Traditionen sowohl in der US-amerikanischen Bürgerrechts- als auch in der Frauenbewegung zurück, deren Anliegen und Rhetorik sich besonders auf schwarze Männer respektive weiße mittelständische Frauen bezogen hätten.⁸⁶

82 Crenshaw 1989.

83 Die Bezeichnung für eine mit rassistischer Diskriminierung konstruierte Differenzkategorie erfolgt in der deutschsprachigen Forschung gewöhnlich mit einfachen Einführungszeichen. Damit soll sowohl der besonderen historischen Vorbelastung des deutschen Begriffs ›Rasse‹ wie auch der abweichenden Semantik zum englischen *race* Rechnung getragen werden. Vgl. Dietze 2014, S. 12f.

84 Vgl. Crenshaw 1989, S. 141–148.

85 Vgl. ebd., S. 149.

86 Vgl. ebd., S. 152–166.

Die Beobachtung, dass schwarze Frauen unter einer besonderen Diskriminierung leiden und durch den zeitgenössischen Feminismus nicht angemessen, insbesondere nicht in der Spezifität ihrer Lebensrealität, vertreten würden, war durchaus schon vor Crenshaw zum Ausdruck gebracht worden, nämlich im Rahmen des Black Feminism der Siebziger- und Achtzigerjahre.⁸⁷ Crenshaws Neuerung ist der Gedanke, dass durch die Überlagerung unterschiedlicher Diskriminierungsformen nicht allein ein additiver, quantitativer Steigerungseffekt entstehe, sondern auch eine gänzlich neue, qualitativ differente Form von Diskriminierung:

[...] I am suggesting that Black women can experience discrimination in ways that are both similar to and different from those experienced by white women and Black men. Black women sometimes experience discrimination in ways similar to white women's experiences; sometimes they share very similar experiences with Black men. Yet often they experience double-discrimination – the combined effects of practices which discriminate on the basis of race, and on the basis of sex. And sometimes, they experience discrimination as Black women – *not the sum of race and sex discrimination, but as Black women.*⁸⁸

Crenshaws Begriffsfindung ist allerdings auch zum Gegenstand von Kritik geworden. Insbesondere wurde die Befürchtung formuliert, dass durch die räumliche Metapher der Straßenkreuzung der Eindruck entstehe, die Differenzkategorien bestünden ›vor‹ oder ›hinter‹ der Überkreuzung wieder ›für sich‹ als isolierte Entitäten. Crenshaws rechtswissenschaftlicher, fallbasierter Perspektive wurde aus Sicht der Sozialwissenschaften entgegengesetzt, dass Differenzkategorien aufgrund ihres Charakters als soziale Konstruktionen gar nicht isoliert voneinander betrachtet werden könnten, sondern grundsätzlich in Relation zu anderen Kategorien gesetzt werden müssten. In der deutschsprachigen Soziologie wird deshalb vor allem von Katharina Walgenbach der Begriff der ›Interdependenz‹ als Alternative vertreten.⁸⁹ Mit der Begriffsfindung wird die Auffassung verdeutlicht, dass intersektionale beziehungsweise interdependente Beziehungen nicht nur im konkreten Fall und zeitlich begrenzt auftreten, sondern auch in makrosoziologischer Perspektive von struktureller Bedeutung sind. Um eine ontologisierende Sicht auf die Kategorien zu vermeiden, wird betont, dass diese folglich über keinen ›genuinen Kern‹⁹⁰ verfügten, sondern beispielsweise die Kategorie Geschlecht »immer schon zugleich rassisiert, sexualisiert, lokalisiert zu betrachten«⁹¹ sei. Diesen Ansatz aufgreifend, unter Auslassung

87 Vgl. zur politisch-theoretischen Genealogie Walgenbach 2012, S. 3–9.

88 Crenshaw 1989, S. 149. Hervorhebung von mir.

89 Vgl. Walgenbach 2007; Walgenbach 2012, S. 16–21.

90 Vgl. Walgenbach 2007, S. 23 und passim.

91 Dietze u. a. 2007, S. 108.

seines Ausschließlichkeitsanspruchs, aber in Abgrenzung zu allgemeineren Begriffen wie Relationalität oder Intersektionalität, soll deshalb im Folgenden immer dann von ›Interdependenz‹ gesprochen werden, wenn sich Kategorien erkennbar gegenseitig hervorbringen.

Mit der Rezeption des Intersektionalitätsbegriffs in den Sozialwissenschaften geht eine Umdeutung von ›Diskriminierung‹ in ›Differenzierung‹ einher. Intersektionalität wird zunehmend als Konzept angesehen, mit dem sich auch Prozesse sozialer Differenzierung und Identitätsbildung beschreiben lassen.⁹² Einen Vorschlag, wie intersektionale Identitätsbildung aus soziologischer Perspektive analytisch betrachtet werden könnte, bieten Candace West und Sarah Fenstermaker mit der ›Doing Difference‹-Theorie.⁹³ Obwohl sie sich nicht explizit so verorten, lässt sich den Autorinnen anhand der Annahme eines Zusammenwirkens verschiedener Differenzierungskategorien in Prozessen der Identitätsbildung eine deutliche Nähe zur Intersektionalitätsforschung attestieren⁹⁴. West und Fenstermaker erweitern den älteren ›Doing Gender‹-Ansatz⁹⁵ Wests und Don H. Zimmermans um die Kategorien ›Rasse‹ und Klasse und entwickeln eine Theorie der Differenzkonstruktion, die auf alltäglichem Handeln – dem ›Doing‹ – in interaktiven, also sozialen, Situationen beruht. Soziale Differenz⁹⁶ werde in jeder Interaktion ständig hergestellt, indem Individuen sich Zuschreibungen durch entsprechendes Verhalten aneignen. Von besonderer Bedeutung ist, dass dabei die Zuschreibungen nicht isoliert, sondern simultan erfüllt werden können.

Die Autorinnen bezeichnen diese größtenteils unbewusste beziehungsweise internalisierte, allerdings keinesfalls banale Tätigkeit als Leistung (»accomplishment«)⁹⁷. Zugleich erfolgt das ›Doing‹ stets auch aus der diffusen Erwartung heraus, an dieser Leistung gemessen zu werden (»accountability«)⁹⁸, denn erst in Bezug auf das jeweilige ›Doing‹ von Geschlecht, ›Rasse‹ und Klasse ist Handeln als soziales Handeln rezipierbar.⁹⁹ Differenzierungskategorien sind folglich auch

92 Vgl. etwa Davis 2008: Intersektionalität erweise sich gerade aufgrund seiner Vagheit als besonders anschlussfähig für verschiedene Fragestellungen. Patricia Hill Collins und Sirma Bilge betonen, dass die Frage der Identität bzw. der Identitätspolitik (*identity politics*) in mit Intersektionalität argumentierenden politischen Bewegungen freilich schon immer kontrovers diskutiert wurde, vgl. Collins/Bilge 2016.

93 Vgl. West/Fenstermaker 2002b.

94 Vgl. ebd., S. 58–60.

95 Vgl. West/Zimmerman 2002.

96 Die Autorinnen betonen, dass sie mit dem Begriff der Differenzierung immer auch Machtausübung und Unterdrückung meinen, vgl. Fenstermaker/West 2002b, xvi.

97 Vgl. a. Müller 2004, S. 302, der ebenfalls Inklusion als Ergebnis einer »Anstrengung« betrachtet.

98 Vgl. Fenstermaker/West 2002a, S. 212.

99 West und Fenstermaker betonen, dass sie zwar die Akte der Hervorbringung dieser Differenzen als äquivalent ansehen, nicht aber zwangsläufig auch die soziale Wirkung von ›Rasse‹,

Handlungsanleitungen und Handlungsbeurteilungsanleitungen in einem. Auch wenn sie nicht jedem explizit bewusst sind, so steuern sie doch Handeln und Handlungserwartung. Kategorien sind in diesem Zusammenhang omnirelevant (»omnirelevance«), was bedeutet, dass sie zwar nicht in jeder sozialen Situation von Bedeutung sein *müssen*, aber jederzeit virtuell zur Verfügung stehen, um sozialen Sinn zu generieren, wie Fenstermaker, West und Zimmerman bereits am Beispiel des ›Doing Gender‹ darlegen:

[...] it [die Kategorie ›Geschlecht‹, J.B.] serves as an ever-available resource for the design and interpretation of social conduct. What this means is that an individual involved in virtually any course of action may be held accountable for her/his execution of that action *as a woman or a man*. [...] And note, to do gender is not always to live up to normative conceptions of femininity or masculinity; it is to engage in action *at the risk of being held accountable for it*.¹⁰⁰

Der soziale Sinn einer Interaktion ergibt sich also aus dem ›Doing‹ und der Beurteilung desselben, wobei sich die Maßstäbe (»normative conceptions«) für das Tun und für dessen Beurteilung aus unzähligen vorherigen Interaktionen verstetigt haben. Fenstermaker und West sehen den Übergang zwischen der ›Mikroebene‹ der Interaktion und der ›Makroebene‹ der Normen und Strukturen als fließend an.¹⁰¹ Jede Interaktion ist somit durch die Geschichte vorheriger Interaktionen strukturiert (beziehungsweise durch die aus diesen Interaktionen abstrahierten und verstetigten Erwartungen) und wird so gleichzeitig zur Geschichte zukünftiger Interaktionen. Die Erwartungsstrukturen betreffen dabei die Wahrnehmung sowohl des Eigenen als auch des Anderen:

[S]elf-categorizations invoke those normative conceptions to which »someone like me« should be held accountable, and other-categorizations invoke those to which »someone like you« should be held accountable. In both instances, normative conceptions impose structure on the proceedings as much as any set of rules regarding who may speak, about what, and for how long. Such structure ratifies notions of difference, dominance, and entitlement.¹⁰²

Hierin wird deutlich, dass Differenzierung und Identitätsbildung immer auch (im Sinne Schaustens¹⁰³) mit Hierarchisierung einhergeht – zugleich aber auch, dass Eigenzuordnung und Fremduzuordnung sich gegenseitig bedingen und produzieren, denn das Messen des Anderen und des Eigenen geschieht zwingend

Geschlecht und Klasse. Diese könne von Fall zu Fall variieren, beispielsweise könne ein Individuum durch sein ›Doing‹ der einen Kategorie eine andere Kategorie überdecken. Vgl. West/Fenstermaker 2002e, S. 96f.

100 Fenstermaker u. a. 2002, S. 29f. Hervorhebungen im Original.

101 Vgl. West/Fenstermaker 2002d.

102 West/Fenstermaker 2002a, S. 163.

103 Vgl. Schausten 2006, S. 10.

durch affirmativen Rückgriff auf die eigenen Normen. Entgegen Schaustens Annahme eines stets generalisierten und damit unspezifischen Anderen¹⁰⁴ zeigen Fenstermaker und West auf, dass es – im Sinne Strohschneiders¹⁰⁵ – durchaus spezifische Alteritätskonstruktionen gibt, denen bestimmte Handlungserwartungen entgegengehalten werden. Das Verhältnis von spezifischer und unspezifischer Alterität muss folglich für eine Analyse kollektiver Identitätsbildung bedacht werden.

1.3 Intersektionalität und Erzähltextanalyse

Intersektionalität ist somit als komplexitätssteigernder Blickwinkel¹⁰⁶ gedacht, der darauf abzielt, bisher ungesehene Phänomene sozialer Differenzierung und Machtgefälle sichtbar zu machen. Die Komplexität der Beobachtungsmethode wird gesteigert, um die vermutete Komplexität der Phänomene angemessen erfassen und abbilden zu können. Damit konfligiert der holistische Anspruch des Ansatzes zwangsläufig mit der modellbildenden, komplexitätsreduzierenden Operationsweise wissenschaftlicher Disziplinen:

In jeder Auswahl von Kategorien liegt eine unhintergehbare Reduktion sozialer Realität. Es ist nur ein limitierter Ausschnitt gesellschaftlicher Machtmechanismen, konkreter Hierarchieeffekte und symbolischer Ungleichheitssetzungen untersuchbar – ein Problem, dessen sich ein Forschungsansatz, der dieser Reduktion gerade entgegenarbeiten will, bewusst sein muss; auch intersektionale Forschung ist immer nur eine Annäherung. Dies wird dadurch verstärkt, dass, wie bei jedem wissenschaftlichen Unternehmen, stets nur ein begrenzter Kontext einbezogen werden kann [...] An dieser Stelle kollidieren also die epistemologischen Pole von erstrebter, konzeptioneller Komplexität und erreichbarer, pragmatischer Ausschnitthaftigkeit.¹⁰⁷

Der Literaturwissenschaft kommt in diesem Dilemma zugute, dass ihr Gegenstand – (fiktionale) Literatur – selbst einen Modellcharakter aufweist, indem die literarisch konstruierte (›erzählte‹) Welt zwangsläufig in einem Verhältnis reduzierter Komplexität zur als wirklich wahrgenommenen Welt (historischer Kontext, außertextliche Welt, ›Umwelt‹) steht. Folglich ergibt sich eher die Frage, wie ein Ansatz der Soziologie, der darauf ausgerichtet ist, bestehende Methoden und Modelle durch Komplexitätssteigerung in ihrer Wirklichkeitsbeschreibung beziehungsweise ihrer Kritikleistung zu verbessern, auf einen Gegenstand übertragen werden soll, dessen zentrale Eigenschaft es ist, eigene Weltausschnitte

104 Vgl. ebd.

105 Vgl. Strohschneider 2012.

106 Ich wähle hier bewusst einen vagen Begriff. Zur Diskussion, ob Intersektionalität als Theorie zu betrachten sei, vgl. Davis 2008; Walgenbach 2012.

107 Schnicke 2014, S. 14.

zu produzieren, Komplexität zu reduzieren und spezifische Abbildungs- sowie Kritik Modi zu entwickeln.

Wolfgang Iser beschreibt den Zugriff fiktionaler Literatur auf ihre Umwelt als einen der Selektion und Neukombination. Selektion fasst Iser als einen grenzüberschreitenden Akt der Dekomposition:

Daraus ergibt sich die für jeden fiktionalen Text notwendige *Selektion* aus den vorhandenen Umweltsystemen, seien diese sozio-kultureller Natur oder solche der Literatur selbst. Die Selektion ist insofern Grenzüberschreitung, als die Realitätselemente, die nun in den Text eingehen, nicht mehr an die semantische oder systematische Strukturiertheit der Systeme gebunden sind, denen sie entnommen wurden. Das gilt für die Umweltsysteme genauso wie für Texte, auf die sich der jeweils neue Text bezieht.¹⁰⁸

Es wird deutlich, dass literarische Texte von einer doppelten außertextlichen Struktur geprägt sind: Zum einen durch ihren spezifischen Weltzugriff und zum anderen durch ihre Stellung innerhalb und ihren Bezug zu Literatur, beispielsweise mittels ihrer Positionierung in einer bestimmten Gattung. Ihr spezifisch selektiver Zugriff auf außertextliche Elemente der sozialen Umwelt oder anderer Texte legt zugleich den kontingenten Funktionszusammenhang dieser Elemente offen, der ansonsten dem gewohnheitsmäßigen Blick der Zeitgenossen als »die Realität selbst«¹⁰⁹ gilt:

Die Selektion reißt sie aus dieser Identifikation heraus und macht sie zum Gegenstand der Wahrnehmung. [...] Organisationsform und Geltung der Systeme geraten dabei außer Kurs, weil nun bestimmte Elemente aus ihnen herausgebrochen und anderen Kontextualisierungen unterworfen werden; das gilt für Werte und Normen genauso wie für Zitate und Anspielungen. [...] [D]ie Selektion ist ein Akt des Fingierens, durch den Systeme als Bezugfelder gerade dadurch voneinander abgrenzbar werden, daß ihre Begrenzung überschritten wird.¹¹⁰

Im Anschluss an Iser präzisiert Silvia Reuvekamp für die höfische Literatur:

In der sozialen Praxis sind Werte fest mit Normen verbunden, die als Verhaltensvorschriften kollektive Gültigkeit besitzen. Diese enge Verklammerung von Werten und Normen ist in der literarischen Welt des höfischen Romans aufgelöst. So verkörpern literarische Handlungsträger zwar bestimmte Werte wie *triuwe*, *milte* oder *stæte*, doch sind diese Werte nicht mit festgelegten Normen, also Verhaltensvorschriften verbunden und können daher ganz unterschiedlich in Handlung dynamisiert werden. Kulturell geprägte und anerkannte Verhaltensregulierungen werden dabei offensichtlich als Folie aufgerufen und markieren in ihrer häufigen Umspielung, Durchbrechung oder Durchstreichung den literarischen Freiraum.¹¹¹

108 Iser 1991, S. 24.

109 Ebd., S. 25.

110 Ebd.

111 Reuvekamp 2012, S. 60.

Das ›Herausbrechen‹ der Normen aus ihrem gewöhnlichen Wahrnehmungszusammenhang macht diese erst beobachtbar und zum Gegenstand literarischer Verhandlung.¹¹² In neuartigen »Kontextualisierungen«¹¹³ können die Umweltelemente erprobt und verhandelt werden, es entsteht durch »Relationierung«¹¹⁴ neuer Sinn, »Weltentwürfe, die nur innerhalb ihrer selbst und oft nur innerhalb der jeweiligen Gattung Geltung besitzen. [...] Ihre [Literatur, J.B.] ›Wahrheit‹ liegt [...] in ihrer Teilhabe am kollektiven Imaginären, dessen offene oder sistierte Problemkonfigurationen sie narrativ ausspekuliert.«¹¹⁵

Damit bleibt Literatur zwar immer auch auf ihre Umwelt bezogen, erzeugt jedoch einen Überschuss, der sich nicht zwangsläufig funktional auf die soziale Welt beziehen lässt:

Der Literatur wohnt die genuine Fähigkeit zur Konstruktion imaginärer Welten inne, die Teil der realen Welt sind und sie in entscheidender Weise mit prägen. Literatur ist, um eine andere Metapher zu benutzen, immer auch ein Probehandeln, der Versuch, einen Spielraum zu schaffen, in dem Unvordenkliches gedacht und Unanschauliches zur Anschauung gebracht werden kann. Aus der Konfrontation zwischen der realen Welt und der fiktiven Welt, die sich auf jene in komplexer Weise bezieht, erwächst ein Raum der Reflexion und Imagination, der die gesellschaftliche Lebenswelt der Leser_innen überspannt.¹¹⁶

Literatur hat somit die Möglichkeit, sich auch unabhängig der Alternative zwischen Affirmation und Infragestellung zu entfalten.¹¹⁷ Dennoch bleibt höfische Literatur, so Armin Schulz, immer den grundlegenden Wahrnehmungsmustern der Kultur, die sie hervorbringt, verhaftet:

112 In dieser Hinsicht ähnelt Iser's Konzeption des Fiktiven Luhmanns Annahme von Literatur als Beobachter zweiter Ordnung, der die beobachteten Systeme gerade in ihrer Selbstwahrnehmung und -abgrenzung beobachtet, wie es von innerhalb des Systems nicht möglich wäre. In dieser Beobachtungsfunktion gleicht Literatur Luhmann zufolge der Wissenschaft. Vgl. Luhmann 1995, bes. S. 92–164 u. S. 215–301.

113 Iser 1991, S. 25.

114 Ebd., S. 29.

115 Schulz 2008, S. 33f. Schulz greift auf einen anderen Begriff des Imaginären zurück (vgl. Patlagean, Evelyne: Die Geschichte des Imaginären. In: Die Rückeroberung des historischen Denkens. Grundlagen der Neuen Geschichtswissenschaft. Hrsg. von Jacques Le Goff, Roger Chartier u. Jaques Revel. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verl. 1994 (= Fischer Wissenschaft 12033), S. 244–274). An anderer Stelle spricht Schulz von »narrativen Versuchsanordnungen« (Schulz 2008, S. 8) und ruft damit treffend das Bild eines naturwissenschaftlichen Experiments auf, dessen Funktion ebenfalls darin besteht, Komplexität zu reduzieren, um so die Wechselwirkung einzelner isolierter Parameter zu erfassen.

116 Kraß 2014, S. 18.

117 Vgl. Müller 2000, S. 481, vorsichtiger dagegen Müller 2007, S. 41. Rainer Warning spricht in Anlehnung an Foucault von »poetischer Konterdiskursivität«, vgl. Warning 1999; vgl. a. Warning 2009.

[D]ie grundlegenden Muster der sozialen Epistemik, selbst wenn sie immer wieder an ihre Grenzen geführt werden, [sind] in den erzählten Welten des Mittelalters unhintergebar. Die höfische Epik kann die epistemischen Muster, die für das kollektiv Imaginäre dieser feudalen ›Kultur der Sichtbarkeit‹ konstitutiv sind, zwar erodieren, aber offenbar nicht kollabieren lassen. [...] Trotz aller dekonstruktiven Spiel-Anordnungen verhält sich die höfische Literatur ihrer Kultur gegenüber affirmativ.¹¹⁸

Iser's Postulat der Selektion und Neukombination lässt sich direkt auf den Kategorienbegriff der Intersektionalitätsforschung beziehen. Literarische Texte bilden eben nicht gesamtgesellschaftliche Komplexität ab, sondern sind in der Lage, Differenzierungskategorien zu isolieren, also aus der Komplexität ihrer Interdependenz zu lösen, und ihr Zusammenwirken in neuartigen Kombinationen und unterschiedlichen Hierarchisierungen zu erproben. Auch dieses Zusammenwirken ist dann ein genuin literarisch erzeugtes, welches nicht zwingend realweltliche Zusammenwirkung abbildet. Es zeigt aber wohl, welche Kategorien und Interdependenzen als relevant und wirksam wahrgenommen werden und welche Wirkungen vorstellbar sind.

Diesem Modellcharakter von Literatur geschuldet ist die Spezifität von literaturwissenschaftlichen Fragestellungen, die über ihren Gegenstand schließlich nicht auf die tendenziell unendliche Komplexität der Sozialwelt abzielen können, sondern nur auf das, was innerhalb der eingeschränkten literarischen Welt thematisiert wird. Folglich geht es in dieser Arbeit auch nicht um historische adlige Identität und höfische Kultur, sondern um die Frage, wie in der Literatur dieser Kultur intersektionale oder interdependente Identitätskategorien aufgerufen werden, wie sie miteinander wechselwirken und welche Möglichkeiten oder Schwierigkeiten diese Wechselwirkungen im ständigen Abgrenzungsstreben einer, zunächst und allererst literarisch konstruierten, Elite bieten. Der oben aufgeworfenen Frage nach der Applizierbarkeit einer intersektionalen Perspektive auf Literatur kann also mit Iser entgegengehalten werden, dass solch eine Perspektive zwar keine Komplexität offenlegen kann, die literarisch nicht angelegt ist, wohl aber die je spezifische Ausschnitthaftigkeit und den Kombinationscharakter fiktionaler Literatur in seiner Komplexität zu erfassen vermag.

Ich stelle daher im Folgenden zwei soziologisch geprägte Methoden dar, deren Ziel es ist, intersektionale Komplexität sichtbar und handhabbar zu machen, und die in der deutschsprachigen sozial- und literaturwissenschaftlichen Forschung bereits rezipiert wurden. Anschließend werde ich auf zwei literaturwissenschaftliche Operationalisierungsansätze zu sprechen kommen, die bereits in der mediävistischen Germanistik hervorgebracht wurden. Diese Ansätze dienen mir als Anschlusspunkt für meine eigenen Überlegungen.

118 Vgl. Schulz 2008, S. 499.

1.3.1 Bisherige Ansätze: Analyseebenen

Einen grundlegenden Anstoß zur Erzeugung (und zugleich Organisation) von Komplexität aus scheinbar unkomplexen Beobachtungen liefert der ›Asking the other question‹-Ansatz der Rechtswissenschaftlerin Mari Matsuda, der darauf abzielt, blinde Flecken aufzudecken:

The way I try to understand the interconnection of all forms of subordinations is through a method I call ›ask the other question.‹ When I see something that looks racist, I ask, ›Where is the patriarchy in this?‹ When I see something that looks sexist, I ask, ›Where is the heterosexism in this?‹ When I see something that looks homophobic, I ask, ›Where are the class interests in this?‹ Working in coalition forces us to look for both obvious and non-obvious relationships of domination, helping us to realize that no form of subordination ever stands alone.¹¹⁹

Durch konsequentes Nachfragen wird eine Situation nacheinander auf das Zusammenwirken verschiedener Kategorien überprüft. Die Methode erzeugt eine Art Matrix, deren Felder jeweils die Intersektionen zwischen zwei Kategorien aufzeigen, denn jede neue Frage stellt das Zusammenwirken genau zweier Unterscheidungen in den Fokus. Da wiederum aber jede Frage auch auf der vorhergehenden aufbauen kann, entsteht so ein mehrdimensionales Geflecht. Matsudas Ansatz hilft also, gezielt nach Wechselwirkungen zu fragen, die nicht offensichtlich erscheinen und sich hinter den scheinbar einfachen Antworten verbergen. Die chronologische Abfolge von aufeinander aufbauenden Fragen macht die nach und nach erfasste Komplexität handhabbar und ermöglicht es, sie in die Linearität eines (Forschungs-)Textes zu überführen.¹²⁰

Matsudas Ansatz beruht auf einem Verständnis von Intersektionalität als Interdependenz, insofern er unterstellt, dass jede Kategorie grundsätzlich in Wechselwirkung zu allen anderen Kategorien steht und somit auch in jeder Unterscheidung von Bedeutung ist: »[D]ismantling any one form of subordination is impossible without dismantling every other.«¹²¹ Diese Annahme kann jedoch auf Literatur nicht zutreffen, die eben nicht die gesellschaftliche Komplexität voll abbildet. Eine Matrix der Kategorien und Intersektionen würde entsprechend zahlreiche leere Felder erzeugen, denn nicht jede Kategorie spielt in Texten, die eigene Schwerpunktsetzungen verfolgen, eine Rolle.

Sinnvoll nutzbar ist die Methode weiterhin nur mit einem begrenzten Set von Kategorien, denn das gezielte Nachfragen setzt eine bestehende Vorstellung davon voraus, welche Kategorien eine Rolle spielen könnten. Sie ist eher deduktiv als induktiv, da sie eine einzelne Situation unter der Vorannahme der Wirk-

119 Matsuda 1991, S. 1189.

120 Vgl. Schnicke 2014, S. 18.

121 Matsuda 1991, S. 1189.

samkeit struktureller Ungleichheiten (»patriarchy«, »heterosexism«) betrachtet, und beruht folglich selbst schon auf einer vorweggenommenen Komplexitätsreduktion. Als Methode, die den konkreten Fall in den Mittelpunkt des Interesse stellt, eignet sie sich meines Erachtens dennoch gut zum Einsatz in Kombination mit dem auf Interaktion fokussierenden Ansatz des ›Doing Difference‹. Der Ausschnitthaftigkeit und Schwerpunktsetzung von Literatur kann sie aufgrund ihrer beschriebenen Mikroperspektivität gerecht werden unter der Maßgabe, dass nicht alle strukturell als relevant angesehenen Kategorien auch in jedem Kontext von Bedeutung sein müssen.

Eine Unterscheidung verschiedener Analyseebenen bietet das Mehrebenenmodell von Nina Degele und Gabriele Winker, welches die unterschiedliche Wirkungskraft und Wirkweise von Kategorien auf verschiedenen gesellschaftlichen Ebenen erfassen soll.¹²² Dabei gehen die Autorinnen davon aus, dass nicht alle Kategorien auf allen Ebenen gleich wichtig sind. Ihre Relevanz hänge vom Untersuchungsgegenstand wie auch von der Untersuchungsebene ab.¹²³ Auf einer makroperspektivischen Strukturebene verorten Degele und Winker Strukturkategorien, welche sie deduktiv anhand der Annahme einer »kapitalistisch strukturierten Gesellschaft mit der grundlegenden Dynamik ökonomischer Profitmaximierung«¹²⁴ voraussetzen. Für die moderne kapitalistische Gesellschaft, deren Fokus in Degeles und Winkers Perspektive auf Beherrschung und Reproduktion von Arbeitskraft liege, seien die grundlegenden Differenzkategorien Klasse, Geschlecht und ›Rasse‹ sowie auch eine Kategorie ›Körper‹, die als eine Art Sammelkategorie auf die gesellschaftlich geforderte Optimierung des Körpers (in Bezug auf Alter, körperliche Verfasstheit, Gesundheit, Attraktivität) zur Maximierung des eigenen Werts auf dem Arbeitsmarkt hinzielt.¹²⁵ Auf der mikroperspektivischen Identitätsebene sei dagegen die Zahl der Kategorien grundlegend offen, denn in der sozialen Praxis werde persönliche Identität mittels ›Doing Difference‹¹²⁶ über eine Vielzahl von Unterscheidungen konstruiert. Folglich schlagen die Autorinnen hier ein induktives Vorgehen vor, das auf Interviews aufbaut¹²⁷ und aus dem anschließend Kategorien zu abstrahieren seien.¹²⁸

122 Vgl. Degele/Winker 2007; Winker/Degele 2009.

123 Vgl. Degele/Winker 2007, S. 7.

124 Ebd., S. 8.

125 Vgl. ebd., S. 15.

126 Vgl. ebd., S. 10.

127 Vgl. ebd., S. 25.

128 Auf der Grundlage von Interviews mit erwerbslosen Personen entwickeln Degele und Winker folgende Kategorien: »Arbeit, Einkommen/Vermögen, Bildung, Soziale Herkunft/Familie/Soziale Netze, Generativität, Geschlechtszuordnung, sexuelle Orientierung, nationalstaatliche Zugehörigkeit, Ethnizität, Region, Religion/Weltanschauung, Alter, körperliche Verfasstheit/Gesundheit, Attraktivität.« (ebd., 8:11).